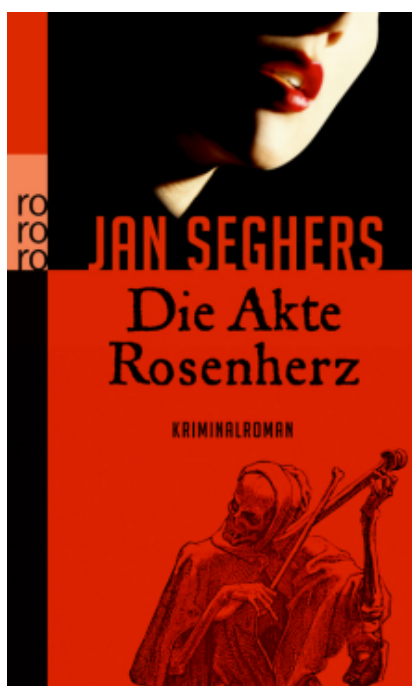


Leseprobe aus:

Jan Seghers

Die Akte Rosenherz



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Als ich damals am Tatort ankam und sah, was geschehen war, bereute ich zum ersten Mal, Polizist geworden zu sein. Niemand, der in der Kirchnerstraße war, wird den Anblick jemals wieder vergessen. Es gab hartgesottene Kollegen, die mir erzählten, dass sie noch Jahre später nachts aus dem Schlaf aufschreckten und das Bild der Toten vor sich sahen. Es war der Abend eines heißen Tages Anfang August 1966, als wir in das Haus in der Frankfurter Innenstadt gerufen wurden. In der Wohnung im dritten Stock hatte man die Leiche einer Frau entdeckt. Es stellte sich heraus, dass es sich bei dem Opfer um Karin Niebergall handelte, die aber in Wirklichkeit Karin Rosenherz hieß. Ihr Körper und ihr Hals waren mit Stichwunden übersät. Offensichtlich hatte es einen Kampf gegeben. Überall in der Wohnung fanden wir Blutspuren, an der Tapete, auf den Teppichen, im Bett, an der Kleidung. Karin Rosenherz war – wie man damals sagte – eine stadtbekannte Lebedame. Und natürlich brach sofort die Hölle über uns herein. Alle dachten an den Nitribitt-Mord, der neun Jahre zuvor geschehen war. Die Ähnlichkeiten waren nicht zu übersehen – das mondäne Auftreten der Rosenherz, ihr weißer Mercedes, die gehobene Kundschaft. Aus der gesamten Republik reisten die Reporter an. Sie quartierten sich in den umliegenden Hotels ein, versuchten Kolleginnen, Verwandte und Freunde des Opfers aufzuspüren. Und wie schon im Fall Nitribitt warf man uns auch bei Karin Rosenherz vor, wir hätten nicht ordentlich ermittelt, wir hätten Prominente geschont, hätten Verdächtige gedeckt und Unterlagen verschwinden lassen.

Aber all das sind haltlose Unterstellungen. Wir haben den Fall nicht gelöst, das ist wahr. Aber glauben Sie mir, niemand leidet darunter mehr als meine Kollegen und ich selbst.

Aus einem Zeitungsgespräch mit dem Frankfurter
Kriminaloberrat Herbert M. anlässlich seiner Verabschiedung
aus dem Polizeidienst im Februar 1992

Erster Teil

EINS Lange Zeit war sie spät schlafen gegangen. Manchmal, nachts, wenn sie endlich wieder alleine war, lag sie noch wach und dachte: Ich muss jetzt schlafen. Dann nahm sie ein Buch, las eine Seite oder zwei, bis ihre Gedanken abschweiften und das eben Gelesene sich vermischte mit den Dingen, die sie erlebt hatte – gestern, vor ein paar Wochen oder in ihrer Kindheit. Dann war sie selbst die unglückliche Ehebrecherin aus ihrem Roman, der kleine Junge, der auf einen Kuss seiner Mutter wartete, oder eine Schiffsreisende, unter deren Blicken die Flussufer vorüberglitten wie zwei breite, sich abrollende Bänder.

Heute war Mittwoch, der 3. August des Jahres 1966. Als Karin Niebergall gegen Mittag langsam erwachte, schien ihr die Sonne durch den Spalt zwischen den Vorhängen ins Gesicht, und die junge Frau merkte, dass etwas anders war als sonst. Sie hatte den undeutlichen Eindruck, mit der Nacht auch ihr altes Leben hinter sich lassen zu müssen. Noch war sie zu müde, um zu entscheiden, ob sie diesen Gedanken mochte oder ob sie ihn rasch verwerfen sollte. Sie schaute auf die Uhr, schloss erneut die Augen und drehte sich auf die andere Seite.

Erst als sie hörte, wie einer der jungen Männer aus dem Nachbarhaus seinen Motorroller auf dem Bürgersteig parkte, stand sie auf, reckte sich ausgiebig, ging hinüber zum Büfett und schaltete das Radio ein. Während sie sich im Bad die

Zähne putzte, hörte sie, wie Cliff Richard *Rote Lippen soll man küssen* sang.

Ihr letzter Kunde war gegen drei Uhr gegangen, hatte aber schon kurz darauf schnaufend wieder im dunklen Hausflur vor ihrer Wohnung gestanden und sie gebeten, noch einmal mit hinunterzugehen und ihm die Eingangstür aufzuschließen. An den Namen des Mannes erinnerte sie sich nicht mehr. Obwohl sie das Fenster in der Nacht gekippt hatte, roch es noch immer nach dem Rauch seiner Zigarre.

Als sie die Vorhänge öffnete und nunmehr die Straße mit den grünen Kronen der Bäume, dem bunten Gewimmel der Passanten und den glänzenden Schaufenstern im vollen Sonnenlicht liegen sah, war es, als würde sie zugleich einen Blick in ihre Zukunft werfen. Unwillkürlich musste sie lächeln bei der Vorstellung, vielleicht selbst bald zu jenen Frauen dort unten zu gehören, die am Arm ihrer Ehemänner durch die Stadt schlenderten, ihre Kinder von der Schule abholten, um gemeinsam in den Zoo zu gehen, hinterher Eis zu essen und den Abend vor dem Fernseher zu verbringen. Vielleicht würde sie, wie schon öfter geplant, ein kleines Geschäft eröffnen, eine Modeboutique, einen Schreibwarenladen oder einen Schönheitssalon. Sie würde sich zeitig schlafen legen, zweimal im Jahr Urlaub machen, ein paar Pfund zunehmen und nur mit dem Mann ins Bett gehen, den sie liebte. Die Vorstellung kam ihr verlockend vor. Verlockend und zugleich ein wenig fad.

Sie schaute sich um. Auf dem kleinen Rauchtisch zwischen den beiden Sesseln standen die Gläser, die sie in der Nacht benutzt hatten. Ihres erkannte sie an den Lippenstiftspuren. Die halbvolle Whiskey-Flasche stand offen daneben. Den Aschenbecher hatte sie noch geleert, aber nicht mehr ausgewischt. Auf dem Boden lagen ihr Slip und die Würste der aufgerollten Perlonstrümpfe. Die rote Perücke hatte sie, kurz

bevor ihr die Augen zufielen, neben das Bett auf den Boden gleiten lassen. Sie seufzte. All dies erweckte den Eindruck von Trostlosigkeit.

Sie kam am Flurspiegel vorüber und blieb stehen. Noch immer nackt, blies sie die Wangen auf, streckte den Bauch nach vorne, schnitt eine Grimasse und zeigte ihrem Spiegelbild die Zunge.

Doch, dachte sie noch einmal, mein Leben muss sich ändern. Aber schon wenig später, als sie geduscht, sich gekämmt und im *Café Kranzler* angerufen hatte, um ein Frühstück zu bestellen, auf das sie nun wartete, hatte sie den Vorsatz bereits wieder vergessen. Um sich die Zeit zu verkürzen, nahm sie eine der kleinen Sektflaschen aus dem Kühlschrank, goss sich ein Glas ein, leerte es in einem Zug und füllte es sogleich aufs Neue. Im Radio spielten Ernst Mosch und sein Orchester die *Ambosspolka*. Sie drehte den Ton leiser.

Als es klingelte, drückte sie den Öffner, ließ die Wohnungstür angelehnt und ging zurück in die Küche, um Kaffee aufzubrühen. Aus dem Treppenhaus hörte sie Schritte, die sich näherten.

«Leg die Sachen vor die Tür», rief sie, «ich zahle morgen.»

«Ich habe etwas für Sie», antwortete die Stimme eines jungen Mannes.

Sie huschte ins Schlafzimmer, zog sich den Kimono über und ging zur Tür.

Der Bote des *Kranzler*, der ihr zwei-, dreimal in der Woche gegen Mittag das Frühstück brachte, streckte ihr beide Hände entgegen. In der einen hielt er die Tüte mit den belegten Brötchen, in der anderen einen blauen Briefumschlag.

Karin Niebergall sah den Jungen an. Er trug eine Uniform und hatte rosige Wangen. Unter der Mütze sah man sein krauses rotblondes Haar.

«Danke», sagte sie. «Ich zahle morgen.» Und als der Junge keine Anstalten machte zu gehen: «Sonst noch was?»

Er schaute zu Boden. «Ich soll Ihnen den Brief geben. Ein Mann steht unten und wartet. Ich soll ihm sagen, ob Sie kommen.»

«Ob ich komme? Ob ich *wohin* komme? Und warum kommt dieser Mann nicht selbst hoch, wenn er etwas von mir will?»

Der Junge zuckte mit den Schultern.

Karin Niebergall seufzte, riss den Umschlag auf und sah als Erstes den Hundertmarkschein. Dann zog sie die bedruckte Karte hervor und las: *Philipp Lichtenberg würde sich freuen, Sie am 3. August 1966 um 16 Uhr auf seiner Geburtstagsparty im Haus seiner Eltern begrüßen zu dürfen. Um Antwort wird gebeten.*

Sie schüttelte den Kopf. «Aber das ist ja heute. Unmöglich! Sag dem Mann, so kurzfristig kann ich keine Termine annehmen.»

Der Junge sah sie unschlüssig an, dann nickte er. Er hatte sich bereits abgewandt, um zu gehen, als sie ihn wieder zurückrief. «Nein, warte! Hast du heute Nachmittag schon was vor?»

«Wer? Ich?»

«Sonst noch jemand hier?»

«Bis drei muss ich arbeiten ...»

«Willst du mich begleiten? Hast du Lust, mit mir auf eine Party in Sachsenhausen zu gehen?»

Die Wangen des Jungen glühten. Er suchte die Antwort zwischen seinen Füßen.

Karin Niebergall legte ihm eine Hand auf den Oberarm und zwang ihn, sie anzuschauen. «Sag mal, du hast ja richtig Muskeln ... Wie heißt du?»

«Hartmut.»

«Gut, Hartmut. Sei um vier Uhr hier, ja? Hast du schon deinen Führerschein?»

Der Junge schüttelte den Kopf. «Aber ich kann fahren.»

«Gut. Also dann ... bis vier. Abgemacht? Und sag dem Mann, dass ich da sein werde. Aber verrät nicht, dass du mitkommst.»

Lange stand sie vor dem Schrank und überlegte, was sie anziehen sollte. Schließlich lächelte sie und griff nach dem knielangen gestreiften Sommerkleid, das Jean Seberg in der gesamten zweiten Hälfte von *Außer Atem* getragen hatte. Karin Niebergall hatte ihren Schneider in den Film geschickt und ihn gut dafür bezahlt, dass er ihr eine genaue Kopie dieses Kleides anfertigte. Inzwischen war es ein wenig aus der Mode gekommen, wirkte zwar immer noch adrett, aber mit seinem breiten, hochgeschlossenen Kragen keineswegs verführerisch. Dennoch ahnte die junge Frau, dass ihr genau deshalb die Aufmerksamkeit der Geburtstagsgäste gewiss sein würde.

Sie hatte gelernt, das Interesse an ihrer Person immer aufs Neue zu wecken, indem sie sich anders verhielt, als man erwartete. Sie änderte ihr Aussehen durch neue Kleider, Hosen, Schuhe, Frisuren und Perücken und scheinbar zugleich sich selbst – wie eine Verwandlungskünstlerin, der es gelang, bei ihrem Publikum jedes Mal die Illusion zu erzeugen, nicht ein neues Kostüm stehe vor ihm, sondern ein neuer Mensch. Mal war sie die herrische Generalin, die ganze Armeen von Männern mit einer fast unmerklichen Bewegung ihres Kopfes zu willenlosen Marionetten machte, dann wieder konnte sie ängstlich die Augen aufreißen und so hilflos an ihrem Zeigefinger knabbern, dass nur der allergrößte Klotz in der Lage gewesen wäre, ihr nicht schützend den Arm um die Schultern zu legen.

Sie erzählte Geschichten über ihre Herkunft, die sich voll-

ständig widersprachen und die sie doch, hielt man ihr die Ungereimtheiten vor, immer miteinander zur Deckung zu bringen versuchte. Mal entstammte sie einer Familie ostpreussischer Gutsbesitzer, dann war sie ein entlaufenes Heimkind, das sich – halbnackt und barfuß wie im Märchen vom Stern-taler – quer durch Europa auf die Suche nach seinen Eltern begeben hatte. Ja, gewiss, ihr Vater sei ein jüdischer Bariton gewesen, der es als Emigrant auf dem Broadway zu Ruhm und Reichtum gebracht habe und der ihr bis heute monatlich einen Brief mit hundert Dollar schicke. Wie er dann aber gleichzeitig ein hoher Offizier der deutschen Wehrmacht gewesen sein könne, der mal von griechischen Partisanen getötet worden, mal in einem sibirischen Lager verschollen war? Ja also bitte, dann habe man ihr eben nicht aufmerksam genug zugehört! Der eine sei ihr Vater, der zweite ihr Ziehvater gewesen, den ihre Mutter nach Scheidung und Flucht des ersten geheiratet ... Ob man dergleichen nie gehört habe? Kein Widerspruch war zu groß, als dass sie ihn nicht lässig hätte ausräumen, keine Lüge zu dreist, als dass sie sie nicht im Nu wie die reine Wahrheit hätte aussehen lassen können. Sprach man sie hingegen auf ebenjene Mutter an, wurde Karin Niebergall einsilbig und wechselte rasch den Gegenstand des Gesprächs.

Ob all diese Geschichten auch nur einen Funken Wahrheit enthielten, ob sie gänzlich frei erfunden oder aus den Illustrierten, die sie wie eine Süchtige verschlang, zusammengeklaut waren – niemand wusste es, und kaum jemand schien es wissen zu wollen. Erst recht nicht die Männer, die sie stets so zahlreich umgaben und die bei ihr vieles suchten, zu allerletzt aber gewiss die Wahrheit. Und so war bald unter den wechselnden Masken ein wahres Gesicht, wenn es denn je ein solches gegeben hatte, nicht mehr auszumachen – am wenigsten wohl für sie selbst.

Und wer sie irgendwann aus guten Gründen für ein verschlagenes Luder hielt, dem konnte sie beim nächsten Zusammentreffen als Inbegriff der Treuherzigkeit erscheinen, immerhin aber als eine schuldlos Gefallene, die unausweichlich das Bedürfnis weckte, ihr beizustehen und sie auf den rechten Weg zurückzuführen. Oder wenn sich das – wie nicht anders zu erwarten – als aussichtslos erwies, wenigstens von ihrer Verruchtheit zu naschen.

Im Treppenhaus öffnete sich die Tür der Wohnung, die sich unter ihrer eigenen befand. Ein kleiner Junge streckte den Kopf heraus und sah Karin Niebergall durch seine Brille erwartungsvoll an. Abrupt hielt sie inne.

«Mensch, Timo», sagte sie, «hast du mich jetzt erschreckt.»

Der Junge lachte. «Gar nicht», sagte er. «Du tust nur so. Du tust immer nur so.»

«Heißt das, dass ich lüge?», fragte sie mit gespielter Strenge.

«Nee, aber du flunkerst.»

«Pass nur auf, du kleiner Naseweis! Wenn du weiter so frech bist, werde ich mit deiner Mutter sprechen müssen.»

«Die arbeitet.»

Karin Niebergall kramte in ihrer Handtasche, um nach einem Bonbon zu suchen, fand aber keines. «Leider», sagte sie, «heute hab ich nichts für dich.»

Er zuckte mit den Schultern, als sei es ihm egal, blieb aber stehen und sah sie weiter unverwandt an.

«Weißt du was, ich werde nachher noch ein paar Gummibärchen besorgen, die leg ich dir am Abend auf die Stufen. Ist das in Ordnung?»

Er nickte. Dann schloss er die Tür.

Als sie die Straße betrat, legte Karin Niebergall für einen

Moment den Kopf in den Nacken und ließ ihr Gesicht von der Sonne bescheinen. Im dritten Stock des gegenüberliegenden Hauses sah sie den Kunststudenten am Fenster stehen und zu ihr hinunterschauen. Sie lächelte und nickte ihm zu. Dann setzte sie ihre Sonnenbrille auf. Von der Polizei befragt, würde der junge Mann später angeben, sie an diesem Tag um kurz nach sechzehn Uhr zum letzten Mal gesehen zu haben. Er selbst habe bald darauf das Haus verlassen, sei zum Bahnhof gegangen und mit dem Zug nach Mannheim gefahren, wo er sich eine Ausstellung angesehen habe.

Hartmut stand auf der anderen Straßenseite. Er trug schwarze Schuhe, einen Anzug, dessen Hosenbeine zu kurz waren, und ein weißes Oberhemd. Sein Kopf schien in Flammen zu stehen.

Karin Niebergall lachte. «Du siehst aus wie eine Karotte», sagte sie. «Wie eine Karotte im Konfirmandenanzug. Wirst du jedes Mal rot, wenn eine Frau dich ansieht?»

Sie gingen zum Parkhaus in der Nähe der Hauptwache, wo Karin Niebergall einen Stellplatz gemietet hatte.

«Der da ist es», sagte sie, als beide an dem weißen Mercedes 220 SE angekommen waren. Sie warf dem Jungen den Wagenschlüssel zu und wartete, dass er ihr die Beifahrertür öffnete.

«Soll ich ... wirklich?», fragte Hartmut.

«Ich sitze nie am Steuer, wenn ein Mann mich begleitet, es sei denn, es ist ein Kunde. Merk dir das. Und sollten wir mal zusammen ausgehen, bist du es, der zahlt. Ich gebe dir das Geld, aber du zahlst.»

Der Junge nickte, als wisse er Bescheid.

An der Ausfahrt mussten sie warten, bis der Parkwächter ihnen die Schranke öffnete. Er beugte sich herunter. Als er die Halterin des Wagens erkannte, legte er die Fingerspitzen salutierend an seine Schildmütze.

Auf der Gutleutstraße fuhren sie in Richtung Basler Platz. Als sie die Friedensbrücke überquerten, merkte sie, dass der Junge unruhig wurde.

«Was ist?», fragte sie.

«Hinter uns ist ein Polizeiwagen.»

Karin Niebergall lachte. «Keine Angst», sagte sie. «Die tun uns nichts. Die kennen mich, und die kennen meinen Wagen. Aber mir scheint, *du* hast keine Ahnung, wer ich bin, oder?»

Der Junge zögerte. Offensichtlich wollte er nichts Falsches sagen: «Ich weiß, wie Sie heißen.»

«Ja», sagte sie, «vielleicht. Das heißt immerhin, dass du lesen kannst. Schließlich steht ja ein Name auf dem Klingelschild. Aber wenn du mehr nicht wissen willst, soll's mir recht sein.»

«Ich würde aber gerne etwas wissen ...»

«Nämlich?»

«Haben Sie keinen ...?»

«Keinen was? Keinen Freund, keinen Verlobten, keinen Mann?»

Der Junge nickte.

«Ich habe einen Verlobten. Aber der hat sich seit zwei Tagen nicht blicken lassen. Und wenn er nicht bald wieder auftaucht, war's das. Für heute bist *du* mein Verlobter ... einverstanden? Ich heiße übrigens Karin. So darf mich nicht jeder nennen.»

Hartmut warf ihr einen kurzen Seitenblick zu, dann schaute er wieder angestrengt auf die Straße.

«Hauptsache, du verliebst dich nicht in mich», sagte Karin Niebergall. «Klar?»

«Klar!», sagte der Junge eifrig.

Hinter den Bahngleisen bogen sie ab in die Richard-Strauss-Allee und erreichten das kleine Villenviertel, das hier

verborgen zwischen dem Stadtwald und der großen Ausfallstraße lag, die keine drei Jahre zuvor, kurz nachdem der amerikanische Präsident in Dallas ermordet worden war, dessen Namen erhalten hatte. Sie parkten den Wagen am Rand der Fahrbahn und gingen den restlichen Weg zu Fuß.

«Ich weiß es», sagte Hartmut plötzlich, als sie auf dem Bürgersteig vor der Villa Lichtenberg standen.

«Was weißt du?»

«Ich weiß, was Sie sind.»

«Nichts weißt du», erwiderte Karin Niebergall.

«Doch. Sie sind ... Du bist eine Nutte.»

Sie schaute ihn sekundenlang an, ohne etwas zu sagen. Sie holte aus und schlug ihm mit der flachen Hand auf die Wange.

Dann hakte sie sich bei ihm unter und steuerte auf den Eingang zu.

ZWEI Als sich Fausto Albanelli am frühen Morgen des 4. August 1966 auf den Weg zur Arbeit machte und an der Wohnung seiner Nachbarin vorbeikam, hielt er einen Moment inne. Die Tür war nur angelehnt, doch als er nun anklopfte und den Namen der Frau rief, meldete sich niemand.

«Signora Niebergall», rief er noch einmal, nun schon etwas lauter, aber auch diesmal erhielt er keine Antwort. Er drückte auf den Klingelknopf und erschrak vor dem schrillen Geräusch, das er verursacht hatte. Albanelli überlegte, ob er einfach hineingehen und nach dem Rechten sehen sollte, dann schaute er auf die Uhr und merkte, dass er schon jetzt viel zu spät dran war. Eilig lief er die Treppen hinab, stieß die Tür zur Straße auf und hatte, als er kaum zwei Minuten später den *Frankfurter Hof* erreichte, jenes große Hotel, wo er

seit gut einem Jahr als Zimmerkellner arbeitete, seine Nachbarin schon wieder vergessen.

Fausto Albanelli war zwanzig Jahre alt und kam, wie die beiden anderen jungen Männer, mit denen er sich die Dachwohnung in der Frankfurter Kirchnerstraße teilte, aus Pietrabruna, einem kleinen Ort in den Bergen Liguriens.

Es war sein Freund Guido, der ihn Stunden später, als sie alle gemeinsam im Aufenthaltsraum saßen und ihr Mittagessen zu sich nahmen, wieder an den Vorfall erinnerte.

«Bei deinem Fräulein stand die Tür offen», sagte er, «vielleicht hat sie dich erwartet.»

«Sie ist nicht mein Fräulein», erwiderte Fausto, «und sie hat mich nicht erwartet.»

«Aber du warst schon mal bei ihr und willst nicht drüber reden, das ist verdächtig genug. Warum willst du eigentlich nicht drüber reden?», fragte Dario.

«Weil es lustiger ist, wenn ihr euch eure Gedanken macht.»

«Ich habe neulich mit Paola am Telefon darüber geredet; sie fand es jedenfalls gar nicht lustig.»

Fausto, der gerade seine Gabel mit einer Ladung Makkaroni zum Mund führte, hielt mitten in der Bewegung inne: «Du hast ... mit Paola ...?»

«Natürlich», sagte Dario. «Auch ich bin mit ihr befreundet. Sie soll schließlich wissen, was für ein Strolch ihr Zukünftiger ist. Ich musste ihr die Wahrheit sagen. Dafür sind Freunde da.»

Seit zwei Jahren waren Fausto und Paola ein Paar. Die junge Frau stammte aus demselben Dorf wie er, arbeitete inzwischen als Kindergärtnerin in Imperia und lebte somit neunhundert Kilometer von ihrem Geliebten entfernt, worüber dieser allabendlich klagte. Die beiden hatten sich am Tag vor seiner Abreise verlobt, wechselten seitdem regelmäßig Briefe

und beteuerten auch bei den seltenen, aber jedes Mal viel zu teuren Telefonaten, wie sehr sie einander vermissten.

Fausto legte seine Gabel nieder, stand langsam auf, beugte sich über den Tisch und packte Dario am Kragen. Erst als er das breite Grinsen auf Guidos Gesicht sah, merkte er, dass er einem Scherz seiner Freunde aufgesessen war. «Na, wisst ihr ...», stammelte er, «nein, wirklich.»

«Also? Was ist nun? Was wolltest du bei Signora Niebergall?»

«Sie hat mich gebeten, drei Bilder an die Wand zu hängen. Dann hat sie mir eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen angeboten.»

«Und du hast angenommen?»

«Ja, warum nicht?»

«Aber Paola hast du davon natürlich nichts erzählt.»

«Nein, verdammt, ihr wisst doch, wie eifersüchtig sie sein kann.»

«Das ist alles?»

«Nein. Ich habe ihr mal den Stecker ihres elektrischen Damenrasierers repariert und einmal, als ich sie zufällig in der Stadt getroffen habe, eine Cola mit ihr getrunken. Seid ihr jetzt zufrieden?»

«Und was ist mit der kleinen Mariele?», fragte Guido mit Blick auf die große Uhr, die über der Tür hing.

«Was hat Mariele damit zu tun?»

«Sie wartet bestimmt, dass du ihr das Mittagessen aufs Zimmer bringst.»

Mariele war ein elfjähriges Mädchen, das einmal im Monat mit seinen Großeltern aus Westfalen für ein paar Tage in den *Frankfurter Hof* kam. Die Kleine saß im Rollstuhl, hatte sich gleich bei ihrem ersten Aufenthalt mit Fausto Albanelli angefreundet und bestand seitdem darauf, ausschließlich von ihm bedient zu werden.